

Mein Leben. Ein Selbstversuch

Unter dem Aspekt des Selbstversuchs kann ich mein Leben so wie es vor mir liegt betrachten. Der Versuch beginnt mit der Frage: Wer bin ich? Nicht: was, sondern: wer? Das Was lässt sich leichter beschreiben, das Was fragt nach der Funktion, die ich habe, und da habe ich viele Funktionen, die ich in meinem Leben gehabt habe, und ich könnte sie alle aufzählen, aber das würde die Frage nach dem Wer nicht beantworten. Wenn ich darauf eine Antwort erhalten will, muss ich eintauchen in eine Lebendigkeit jenseits der Funktionen, und dazu muss ich das Leben, das gewohnte, das sich ganz von selbst abspielt wie ein Film mit dem Titel „Mein Leben“ anhalten und aussteigen aus dem Film, den Ton auf stumm schalten, die Standbilder verblassen lassen, und dieses Anhalten geschieht ganz selten, vor allem dann, wenn man nicht damit rechnet. Plötzlich ist es da, das Gefühl für das Leben, und es könnte das Leben jeder anderen Person sein, männlich oder weiblich, jung oder alt, das Leben in all seinen Facetten leuchtet auf, es zeigt sich als Lichtphänomen auch in seinen dunkelsten Seiten und Zeiten.

Ich: um mich zu finden, steige ich aus. Der Ausstieg aus der Funktion ist der erste Schritt, oder letzte, je nachdem. Der Ausstieg kulminiert in einem Schritt, der manchmal wie ein Sprung aber auch wie ein Fall erlebt wird. Die Funktion hat Halt gegeben: man wusste wer man war. Man hatte seinen Platz sowohl in der Welt als auch im Leben, auch wenn es sich nicht so anfühlte, als wäre es das eigene, das da abläuft. Das fremde Leben: es funktioniert. Nichts ist auffällig, und das ist gut so. Das eigene Leben ist abhandengekommen. Und wozu ist es gut, das Eigene, wen kümmert das, außer einen selbst,

vorausgesetzt es gäbe noch ein solches Selbst, das den Verlust an Eigenem wahrnehmen könnte, denn es braucht eine Wahrnehmung für sich selbst, um bewusst verlieren zu können.

Positiv klingt: Es funktioniert. Es sollte ein Ausrufezeichen folgen, um den Triumph zu unterstreichen.

Negativ fühlt sich hingegen an: Ich funktioniere. Das Ich fühlt sich auf seine Funktion, auf sein Funktionieren reduziert, wenn es an diesem Punkt überhaupt noch etwas fühlt.

Was ist Identität, wenn nicht eine Anpassung an die objektiven Fakten, die die äußere Erscheinung zusammenfasst und archivierend vermerkt und mit dem das Ich-Gefühl irgendwie zurechtkommen muss?

Im Dunklen leuchten meine Augen. Ich kann durch Wände gehen. Ich fühle eine Kraft für die es keinen Ausdruck gibt. Warum kann ich nicht „Katze“ genannt werden? Was unterscheidet mich vom Baum auf dem ich sitze? Meine ersten Erinnerungen weichen von den Erzählungen ab, die in der Familie kursieren. Wenn ich mein Leben selbst erzählen sollte, ginge es mir nicht um einen Abgleich der Erzählungen, sondern um das Eintauchen in den Hintergrund, der alles umfasst und indem ich mich getragen fühle. Davon will ich erzählen. Im Erzählen fühle ich mich in meinem Element, vorausgesetzt, ich darf von eben diesem Element erzählen.

Sich daran zu erinnern ist unmöglich, denn das Eintauchen geschieht mitten im Lauf der Zeit, sozusagen „vor Ort“, wenn es einen solchen Ort gäbe. Es gibt vielleicht Eingänge, Zugänge, wie die Natur sie mit ihren Höhlen und Grotten bereitstellt, und die dann Mythen hervor bringen mit den mythischen Gestalten, die eine Rolle spielen. Die sumerische

Göttin Inanna ging in die Unterwelt, und sie schaffte es, wieder in das Leben zurückzukehren. Ach ja, und Orpheus...

Unter den Sängern galt Orpheus als der beste; er betörte Götter, Menschen und sogar Tiere, Pflanzen und Steine. Die Bäume neigten sich ihm zu, wenn er spielte, und die wilden Tiere scharten sich friedlich um ihn, und selbst die Felsen weinten angesichts seines schönen Gesangs. Die Argonauten nahmen ihn auf ihren Zug zur Erlangung des Goldenen Vlieses mit. Orpheus sang so schön, dass er sogar das wütende Meer und die Feinde durch den Zauber seiner Lyra bezwang. Während der Fahrt soll er mit seinem Gesang sogar die Sirenen übertönt haben.

Orpheus' Ehefrau war die Nymphe Eurydike. Als Aristaios versuchte, sie zu vergewaltigen, starb sie nach der Erzählung Vergils in den Georgica auf der Flucht durch einen Schlangenbiss, was dem Aristaios zur Last gelegt wurde. Orpheus stieg in die Unterwelt, um durch seinen Gesang und das Spiel seiner Lyra den Gott Hades zu bewegen, ihm seine Frau zurückzugeben. Seine Kunst war so groß, dass selbst der Höllenhund Kerberos nicht mehr bellte. So wurde ihm seine Bitte gewährt – jedoch unter der von Hades und Persephone gestellten Bedingung, dass er beim Aufstieg in die Oberwelt vorangehen und sich nicht nach Eurydike umschauchen dürfe. Da er jedoch die Schritte seiner Ehefrau hinter sich nicht hörte, sah er sich um und sie verschwand wieder in der Unterwelt.

In der Erinnerung verschwimmt alles zu einem Dunkel. Und manchmal in meinen Träumen kehre ich dorthin zurück. Bin ich dort anwesend oder abwesend? Nur Heraklit kann diese Frage beantworten, wenngleich die Antwort selbst dunkel ist:

Unsterbliche sterblich, Sterbliche unsterblich: sie leben gegenseitig ihren Tod und sterben ihr Leben.

Darauf bezieht sich Heraklit, dessen Worte als Fragmente in die Philosophiegeschichte eingegangen sind.

*Für dies Wort aber, ob es gleich ewig ist,
gewinnen die Menschen kein Verständnis,*

*weder ehe sie es vernommen noch sobald sie es vernommen.
Alles geschieht nach diesem Wort, und doch gebärden sie sich
wie Unerprobte, so oft sie es probieren mit solchen Worten und
Werken, wie ich sie künde, ein jegliches nach seiner Natur zerlegend
und deutend, wie sich's damit verhält.
Die anderen Menschen wissen freilich nicht,
was sie im Wachen tun, wie sie ja auch vergessen,
was sie im Schlafe [tun].*

*Drum ist's Pflicht, dem Gemeinsamen zu folgen.
Aber obschon das Wort [Weltgesetz] allen gemein ist, leben die
meisten doch so, als ob sie eine eigene Einsicht hätten.*

Bestimmt meinte Heraklit mit Abwesenheit nicht jene Absence, wie sie für einen epileptischen Anfall mit kurzer Bewusstseinspause typisch ist. Auch für das deutsche Wort Abwesenheit gibt es nur Definitionen, die sich aus dem Kontext ableiten, in dem sie auftritt, siehe Abwesenheit im Staatsrecht, als Fehlzeiten in der Arbeit, Prozessabwesenheit im Prozessrecht, und zuletzt Schulabwesenheit – etwas, was mich direkt betraf, insofern ich öfter fehlte, sei es durch Krankheit, sei es durch ein traumverlorenes Bummeln, für das ich keinen Grund vorbringen konnte. Und selbst wenn ich nicht fehlte, war ich oft abwesend, in Gedanken verloren, oder auf andere Weise verloren, und auch dafür gab es keine Erklärung.

Anwesend abwesend – abwesend anwesend, das bildet eine rätselhafte Durchmischung der Verhältnisse ab, wie sie anfangs vielleicht das erwachende Bewusstsein bestimmte und damit eine Erinnerung an das Unbestimmte, Unbestimmbare nährte. Diese Art Erinnerung endet in sporadischen Ahnungen. Manchmal tauchen sie auf: Bilder, die keine Bilder sind, sondern mehr ein bilderloses Fließen, etwas, wovon man sich eben kein Bild machen kann. Man muss mitfließen, im Element des Fließenden aufgehen, dann vielleicht kann es gelingen, fündig zu werden – und genau darin besteht der Selbstversuch meines Lebens.

Es ist ein ständiger Kampf. Ein Aufbegehren.

Das Unsichtbare hat keine Koordinaten: eben noch da und jetzt, da ich darauf deuten will, in einem undefinierbaren Ort untergegangen.

Sichtbares und Unsichtbares mischen sich, und wer das weiß, so rede ich mir ein, kann durch Wände gehen.

Das Gemeinsame, das Heraklit meint, ist kein gemeinsamer Traum. Das Gemeinsame ergibt sich nicht von selbst sondern wird verordnet und aufgezwungen, es schreckt mich durch seine Uneinsichtigkeit, durch seine Art, wie es mich belehren will, mich zähmen will – ich aber will das nicht. Ich will etwas anderes. Ach, sagt der Hungerkünstler bei Kafka, hätte ich etwas gefunden, das mir schmeckt...und im Sterben durch Verhungern sind seine letzten Worte verloren gegangen, denn sie waren nicht konform mit dem was das vergesellschaftete Leben an Geschmack anbieten kann. Also müssen die letzten Worte ergänzt werden, und ich frage mich: Was hätte mir denn geschmeckt, was den Verlust an Welt und Leben hätte aufwiegen können? Das Gemeinsame, das Heraklit als Bewusstseinsstandard einfordert um sich gegen die Vereinzelung durch die Träumen und Träumereien der Einzelnen abzugrenzen, ist ein Gemeinsames, das seine sinnlich konkrete Qualität des Erfahrbaren verliert, weil es als Norm abstrakt wird. Damit führt es zur Notwendigkeit einer Ideologie notwendig, die die Massen motivieren und damit steuern soll.

Schelling überzeugt mich, wenn er sagt:

Die Natur soll der sichtbare Geist, der Geist die unsichtbare Natur sein. Hier also, in der absoluten Identität des Geistes in uns und der Natur außer uns, muss sich das Problem, wie eine Natur außer uns möglich sei, auflösen. Schelling, F. W. J.: *Ideen zu einer Philosophie der Natur.* (In: *Werke.* Ed. Schröter, München 1927, Bd. I; Seite 706)

Identität wird hier, und das ist das Aufregende, nicht als das Gleiche, das mit Gleichem gleichgestellt wird und dadurch seine „Identität“ erlangt. Vielmehr ist es die kühne Gegenüberstellung von Natur und Geist, die im kulturellen

Kontext des abendländischen Denkens auseinander dividiert und durch eine tiefe Kluft getrennt wurde, als müsste man sich entscheiden für entweder den Geist, oder die Natur, und wüsste genau, wo da die Grenzlinie gezogen werden müsste, um einen Unterschied erkennen zu können. In Kafkas Erzählung folgt dem verstorbenen Hungerkünstler ein junger Panther nach, der in dessen Käfig einquartiert wird:

...man begrub den Hungerkünstler samt dem Stroh. In den Käfig aber gab man einen jungen Panther. Es war eine selbst dem stumpfsten Sinn fühlbare Erholung, in dem so lange öden Käfig dieses wilde Tier sich herumwerfen zu sehn. Ihm fehlte nichts. Die Nahrung, die ihm schmeckte, brachten ihm ohne langes Nachdenken die Wächter; nicht einmal die Freiheit schien er zu vermissen, dieser edle mit allem Nötigen bis knapp zum Zerreißen ausgestattete Körper schien auch die Freiheit mit sich herumzutragen; irgendwo im Gebiss schien sie zu stecken; und die Freude am Leben kam mit derart starker Glut aus seinem Rachen, daß es für die Zuschauer nicht leicht war, ihr standzuhalten. Aber sie überwandten sich, umdrängten den Käfig und wollten sich gar nicht fortführen.
(Franz Kafka, Ein Hungerkünstler 1922)

Woher kommt die Faszination des jungen Panthers, wenn nicht aus einer Identifizierung mit ihm? Zugegeben, der Hungerkünstler bietet keinen solchen Anreiz.

Die starke Glut, die aus dem Rachen des jungen Panthers kommt, ist ein starkes Bild für einen Willen, der sowohl als Merkmal der Natur als auch des Geistes gedeutet werden kann. Nicht umsonst hat Roberto Calasso sein Buch über die Veden „Die Glut“ (L'ardore) genannt. *Um zu wissen muss man glühen*, steht da. Man könnte den Satz auch umdrehen: Um zu glühen muss man wissen.

Es gibt einen Kunstgriff, um die unaufhaltsame Prozedur aufzudecken, die bei jeder Opferung wirksam ist. Als zwei wesentliche Punkte einer jeden Opferhandlung stellen sich folgende heraus: *die Substitution und die Transposition aus dem Sichtbaren*

des Geistes. Die ihrerseits auf ihre letzten Begriffe reduziert wurde, jenseits deren es keine Dualität der darzubringenden Substanz und des Agens, das die Substanz aufzehrt, nicht mehr gibt. Diese beiden Begriffe waren „Wahrheit“ (satya), also etwas, was nicht von Anfang an zum Leben der Menschen gehörte, sondern errungen werden musste, damit sie in die Lage kämen, etwas darbringen zu können; und „Vertrauen“ (sraddha), besonders Vertrauen in die Wirksamkeit des Ritus, ein Gefühl, ohne das das ganze Gedankengebäude einstürzen muss. Nur Vertrauen kann das Feuer ersetzen, denn Vertrauen ist Feuer. Vertrauen ist der vedische Grundsatz, ein Axiom: die Überzeugung – nicht beweisbar, aber in jeder Tat stillschweigend vorausgesetzt –, dass das Sichtbare auf das Unsichtbare einwirkt und vor allem das Unsichtbare auf das Sichtbare. (Die Glut, S. 44/45)

Und so stark wirkte das Gelesene auf mich, dass ich beim Lesen einschief und mir beim Einschlafen das Buch aus der Hand fiel, in dem ich gelesen hatte, und ich davon erwachte, für einen Moment träumend erwacht war, und sich in diesem Moment ein Kreis schloss, der sich wie eine Klammer um die als Strecke zurückgelegten Lebensjahre legte. Ich war dreizehn Jahre alt, als ich wahllos ein Buch aus dem Bücherregal griff und darin zu lesen begann. Es war eine kurze Geschichte von Kafka, eine Fabel.

"Ach", sagte die Maus, "die Welt wird enger mit jedem Tag. Zuerst war sie so breit, dass ich Angst hatte, ich lief weiter und war glücklich, dass ich endlich rechts und links in der Ferne Mauern sah, aber diese langen Mauern eilen so schnell aufeinander zu, dass ich schon im letzten Zimmer bin, und dort im Winkel steht die Falle, in die ich laufe." - "Du musst nur die Laufrichtung ändern", sagte die Katze und fraß sie. (aus: Beschreibung eines Kampfes 1936).

Ach, sagte ich mir, würde ich doch gefressen werden und hätte mich gerne einer übermächtigen Katze zu Füßen geworfen. Das Gefressenwerden erschien mir plötzlich als die Lösung: Ich wollte mich opfern, um eine größere, wenn

überhaupt eine Bedeutung zu erhalten. Und so schließt eine scheinbar defätistische Geschichte (Kafka wurde vom Vatikan auf den Index gesetzt, zusammen mit Sartre und Camus, und wahrscheinlich vielen anderen) jetzt nahtlos an die rätselhaften Fragmente an, sei es des Heraklit, sei es der Veden, und deren viele Versuche, sie zu deuten, wobei die einzig aufschlussreiche Deutung wohl die ist, *dass Götter das Geheime lieben und dem Offenbaren abhold sind.*

*Dieser letzte Satz ist die Schlussformel, die unzählige Male in den Brahmanas wiederkehrt, um anzukündigen, dass man im Begriff ist, die Schwelle zum Esoterischen zu überschreiten, weil die Götter es lieben, im Gegensatz zu dem, was unmittelbar vor Augen steht. Das ist die indische – um viele Jahrhunderte vorweggenommene – Antwort auf jenen „Hass aufs Geheimnis“, der dem französischen Metaphysiker Guénon zufolge dann dem Westen zugrunde liegenden soll. (Die Glut, S. 46, siehe R.Guénon, *Le Regne de la Quantité et les Signes des Temps*, 1945)*

Fressen und Gefressenwerden: das ist mehr als ein Modell für die linearen energetischen und stofflichen Beziehungen zwischen verschiedenen Arten von Lebewesen, wobei jede Art Nahrungsgrundlage einer anderen Art ist, ausgenommen die Art am Ende der Nahrungskette. Das freiwillige Sich-zur-Verfügung-stellen, um als Opfer gefressen zu werden, könnte, zumindest in der Vorstellung, zu einem Bewusstseinsmodell führen, das von einem dualen Subjekt ausgeht. In der Vorstellung werden der Fresser und der Gefressene eins. Gefressenwerden: das ist das Eingehen in eine größere, in eine höhere Einheit, durch die das Opfer (das Subjekt als Opfer und die Tat des Opfern) Bedeutung gewinnt und so dem Subjekt durch die Tat Bedeutung verleiht. Doch braucht es den Fresser dazu, damit sich dies vollziehen kann. Und dass es wirkt, setzt ein duales Subjekt voraus, was wiederum nur durch die Verfassung des Geistes dual ist:

Sie besteht aus einem Blick, der die Welt wahrnimmt (isst = in sich aufnimmt), und aus einem Blick, der den der Welt zugewandten Blick betrachtet: zwei Vögel auf einem Ast, der eine frisst die süßen Beeren, der andere schaut zu. Es gibt keine Offenbarung, die über diese derart elementare hinausginge....Die duale Verfassung des Geistes bedeutet, dass fortwährend in jedem von uns diese beiden Vögel wohnen und leben: das Selbst, atman, und das Ich, aham...Jeder Moment besteht in der Überlagerung zweier Wahrnehmungen, die sich summieren, aufheben oder multiplizieren...Alles geht auf den Anfang zurück, als es nur das Selbst gab, in Gestalt von Purusa, der Person. Die blickte um sich und sah nichts anderes als sich selbst. Und als erstes sagte sie: Ich bin. So entstand der Name „Ich“. Es ist die Urszene des Bewusstseins....So war der erste, der der Täuschung des Ich unterlag, das Selbst. Nachdem infolge seiner vielfachen erotischen Verwandlungen die Geschöpfe geschaffen waren, betrachtete das Selbst die Welt und begriff, dass es sie geschaffen hatte. Und sagte: „Wahrlich, Ich (aham) bin die Schöpfung“, und hatte schon vergessen, dass dieses Ich nur das erste seiner Geschöpfe war. (Die Glut, S. 181-183)

Identität stellt sich, psychologisch betrachtet und subjektiv erlebt, durch Identifizierung her. Das Ich will sich mit etwas identifizieren, das größer ist als es selbst, größer, höher, einiger als der eigene verworrene Geist, der sich zu verlieren droht. Durch Identifikation mit etwas Größerem Höherem will das Ich eingehen in eine größere, eine höhere Einheit und stellt so eine Zugehörigkeit in sich her, die ihn erhebt. Das Ich fühlt sich der eigenen Vorstellung verpflichtet, es ist bereit, sich dafür zu opfern. Identifizierung mit dem Übergeordneten schafft eine Identität, indem Ungleiches zusammenwirkt und durch seine Vereinigung, die eine andere Art von Identität schafft, die sich dem Zugriff der Objektivierung entzieht.

Das ist es also, was mich von Anfang an umtrieb: ich wollte mich opfern. Ich wollte nicht bedeutungslos vor mich hinleben, sondern

eingehen in eine unsichtbare, geheime Zugehörigkeit, die ich mit mir selbst teilte. Jetzt kann ich mir dieses Motiv eingestehen, da ich seine Funktion in einem größeren Kontext sehen kann. Das duale Subjekt ist es, das Bewusstwerden ermöglicht. Ich gehe in der Erinnerung zu dem Moment zurück, da ich durch das Fenster einen auffliegenden Vogel sehe und das Wippen des Astes, auf dem er gesessen hatte, als ein Zeichen nehme, so wie das in den Märchen erzählt wird. Und noch immer durchströmt mich das Glühen, das Wissen ist. Und als nächstes greife ich zu einem Buch, schlage es auf und lese darin eben jene kleine Fabel, die, wie ein Ausschnitt aus einem Märchen, sich auf einen entscheidenden Moment reduziert. Es geht nicht um Fressen oder Gefressenwerden sondern um das Gefressenwerden auf höchstem Niveau. Ich weiß, dass diese eigenwillige Interpretation Kafkas auf Widerspruch und Ablehnung stoßen muss, gilt das Kafkaeske doch als ein Zustand der äußersten Aussichtslosigkeit. Deshalb wurde Kafka auf den Index gesetzt. Aber ich bin der Ansicht: es gibt noch andere Aussichten als die, die katholische Kirche in Aussicht stellt. Ich erlebe beim Lesen der Fabel einen Moment, in dem sich eine Durchsicht eröffnet, einen Moment äußerster Durchsichtigkeit, in dem alle Schichten des Erlebens, alle Zustände des Daseins, der Existenz durchdrungen werden von einem großen Zusammenhang, der nicht, sozusagen über den Kopf der vereinzelt Erlebens- und Existenzweisen hinweg geht, sondern durch sie hindurch scheint, und dieses Aufscheinen eines größeren Zusammenhangs, der auch die lineare Kausalkette von Fressen und Gefressenwerden einschließt, das Ganze erfasst und somit zu einer Einheit zusammenfügt. Ich weiß auch, dass diese momentane Transparenz zu einem philosophischen Thema werden kann, wenn das Philosophieren sich nicht auf die Rationalität der Vernunft beschränkt sondern das, was aus dem Unbewussten hervordrängt wie jenes Begehren, von dem Spinoza spricht, mitberücksichtigt und phänomenologisch, das heißt, noch vor jeder abstrakt vorausgesetzten Grundannahme, als Phänomen betrachtet wird.

Könnte es sein, dass in dem dualen Zusammenspiel von Fressen und Gefressenwerden sich eine Dualität verbirgt, die

Bewusstsein nicht aus einer einzigen Quelle, sondern eben aus einer dualen Wechselseitigkeit entspringen lässt, wie es in den Veden an dem Beispiel des Vogelpaares veranschaulicht wird? Der eine Vogel pickt an der süßen Pippa- Beere, der andere schaut ihm dabei zu.

In den Veden formt sich ein Denken, das nie ein einzelnes Subjekt anerkennt, sondern ein duales Subjekt geradezu voraussetzt. Und zwar deshalb, weil die Verfassung des Geistes dual ist: Sie besteht aus einem Blick, der die Welt wahrnimmt (isst), und aus einem Blick, der den der Welt zugewandten Blick betrachtet.

(Roberto Calasso, *Die Glut*, S. 181)

Das Zuschauen wird später zu dem Konzept eines sogenannten Zeugenbewusstseins führen. Ich habe diesen deutschen Begriff nie gemocht: er erinnert mich an die Überwachungssysteme totalitärer Staaten. In einem Text des Vivekachudamani wird das Zeugenbewusstsein als das Auge im Sturm beschrieben:

So, wie die Sonne der reine Zeuge der menschlichen Handlungen ist, wie das Feuer alles verbrennt, ohne Unterschiede zu machen, und wie ein Seil für etwas gehalten wird, was man darin zu erkennen glaubt-- so bin ICH, das unwandelbare Selbst, das Absolute Bewusstsein. Vivekachudamani 5. 506 –

Das Vivekachudamani beschreibt die Herausbildung von Viveka – der menschlichen Fähigkeit, zwischen Echtem (Unwandelbarem und Ewigem) und Unechtem (Wandelbarem und Zeitweiligem) zu unterscheiden. Die Erlangung dieser Fähigkeit gilt als zentrale Aufgabe im spirituellen Leben. Spontan mag dieser Zustand auftreten. In einem Moment nehmen wir wahr, wie wir aus unseren Augen schauen und können uns dabei plötzlich selbst als Teil eines größeren Ganzen sehen.

Losgelöst von einer objektiv gegebenen äußeren Situation oder auch einem subjektiv erlebten inneren Zustand kann die Warte eines Beobachters eingenommen werden. Die Distanzierung hebt die unbewusste Identifikation mit einer gewohnten Haltung auf und stellt eine neue Identität als Einheit her. Diese setzt die Entdeckung des Selbst voraus – das Große Selbst, *atman* bezeichnet das absolute Selbst als, die unzerstörbare, ewige Essenz des Geistes.

Atman, das Selbst, ist eine Entdeckung...Keiner gelangte dorthin, der nicht imstande war, das, was im eigenen Geist geschah, als einen ununterbrochenen Austausch zwischen dem Ich, *aham*, und dem Selbst, *atman*, zu beobachten...Verwickelt, heikel und zweideutig sind die Beziehungen zwischen dem Selbst und dem Ich. Es könnte auch gar nicht anders sein... (Die Glut, S.182)

Keiner ist der dualen Verfassung des Geistes so nahegekommen wie Schelling, als er...

ber wo kein Zeuge etwas bezeugt, und nichts bezeugt werden kann, dort kann kein Bewusstsein entstehen, weder für das Erleben noch für das Bezeugen. Ohne Phänomen, das bezeugt wird, hängt das Zeugenbewusstsein in der Luft. Ohne das Phänomenale des Lebens, das wahrgenommen (aufgenommen = sich einverleibt/ gefressen) wird, kommt es zu keinem Erleben, von dem reflektierend ausgegangen werden kann.

Das höchste Niveau - das muss das Absolute sein, über alle Relativierung erhaben. Aber es darf nicht bei der absoluten Abstraktion bleiben, um wahrhaftig wahrgenommen, erlebt, erfahren zu werden, auch wenn das strenggenommen ausgeschlossen ist: es muss! Es muss Sinne und Vernunft gleichermaßen ansprechen und mitnehmen auf das große Abenteuer. Was hat sich Fichte bloß dabei gedacht, als er das absolute Ich postulierte?

Die Sinne und die Vernunft stellen als Subjekt die Bedingungen jeglicher Erkenntnis des Objekts dar. Aber die Philosophie begnügt sich nicht mit dem erkennenden Ich und dem erkannten Objekt, sondern betrachtet reflexiv, was dieses erkennende Ich denn alles unternimmt. Ein solches reflektierendes Bewusstsein vereint Subjekt und Objekt, Ich und Welt. Das nennt Fichte das absolute Ich. Er schreibt in der „Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre“ 1802:

„Dasjenige, dessen Sein bloß darin besteht, dass es sich selbst als seiend setzt, ist das Ich, als absolutes Subjekt.“

Dieses ist nicht nur die Bedingung alles Seins – somit von Welt und Wirklichkeit –, die nur durch dieses absolute Ich bewusst werden. Damit ist es die Voraussetzung des Handelns und der Moralität.

„Man kann gar nichts denken, ohne sein Ich, als sich seiner selbst bewusst, mit hinzu zu denken; man kann von seinem Selbstbewusstsein nie abstrahieren.“

Denn das absolute Ich konstituiert alles Sein –, verbindet damit aber den Menschen mit diesem Sein als Einheit.

In einer Zeit, da der Materialismus sich zunehmend durchzusetzen begann, ist der idealistische Erkenntnisstrom Fichtes ebenso erstaunlich als auch kühn: Die Erkenntnis, dass das absolute Ich alles Sein, alle Umwelt mit sich selbst verbindet, überwindet den Egoismus, mit dem das Ego sich alles aneignen und zunutze machen will.

„Das absolute Ich ist schlechthin, was es ist, und dies lässt sich nicht weiter erklären. Jetzt vermittelt dieses Begriffes ist im Bewusstsein alle Realität.“

Das Jetzt bestimmt die Realität.

Der Moment ist der Zugang zum phänomenalen Erleben. Mir schwindelt. Eine Reaktion auf die offene Weite, die sich präsentiert? Schwindel als Phänomen in seiner doppelten Bedeutung? Schwindel, definiert im medizinischen Sinn als wahrgenommene Scheinbewegung zwischen sich und der Umwelt, stellt das Gleichgewicht in Frage, das innere und das äußere.

Während das englische *vertigo* mehr spezifisch für die Empfindungen des Drehens oder Schwankens verwendet wird, ist *dizziness* ein übergeordneter Begriff für Benommenheit, räumliche Desorientierung, Gleichgewichtsstörung und Gleichgewichtsverlust. Das Wort Schwindel leitet sich ab von dem althochdeutschen *swintilon* =, taumeln, in Ohnmacht fallen, also einem Schwinden der Sinne.

Das Schwindeln einerseits als „Ich schwinde“ und andererseits „Es schwindelt mir“ führt zu einer Doppelbedeutung, mit der sich spielerisch den Unterschied zwischen Ich und Es erleben lässt. In meiner Kindheit drehte ich mich gerne in einen Schwindel hinein, der mich die Welt neu erleben ließ. Danach gefragt, führte ich oft mit dem Wort „Schwindel“ den Grund für meine Abwesenheiten an. So meinte ich, nicht zu lügen, zumindest nicht direkt. Manchmal wurde ich auch Opfer meiner eigenen Vorgaben: Schwindel erfasste mich, als würde ich auf einer schwindelerregenden Höhe befinden und wäre im Begriff zu fallen. Ich lernte, diese Zustände zu beherrschen, indem ich in meine Füße atmete und etwas Nahegelegenes fest fixierte, als gäbe es nichts anderes auf der Welt. Das half. Und so tastete ich mich vor und voran in einer Phase meines Lebens, die als frühe Kindheit eingeschätzt wird, die ich aber als zeitlosen Zustand erlebte und als solchen immer wieder mich darin befangen wiederfand, als ginge jetzt das Ganze von vorne los.

Worum geht es letztlich? Es geht um Identität. Um Einheit, die im Bewusstsein hergestellt werden muss. Um Identifikation mit einer Gestalt, die diese höher angeordnete, größer und stringenter angelegte Einheit repräsentiert. Um eine Ganzheit, die nur über die Identifikation mit einer übergeordneten Einheit errungen wird. Um Konzentration. Oh, wie sie mir fehlte!

Es gab Bilder, die mir halfen. Natürlich hörte ich von Gott, aber das Wort erreichte mich nicht.

Eines Tages sah ich eine Schutzmantelmadonna. Das war es, was ich suchte. Ich sah den Schutzmantel und stellte mich darunter, zusammen mit allen anderen, die sich da versammelt hatten. Diese Gemeinsamkeit hatte keinen Schrecken für mich, sie bot sogar einen gewissen Trost an, nicht allein zu sein.



Schutzmantelmadonna

Enguerrand Quarton und Pierre Vilatte, gegen 1452

Später entwickelte sich in mir selbst eine Gestalt, in die ich mich hineinstellen konnte, so wie die kleinere Form sich in eine größere Form einfügt, nach dem Prinzip einer russischen Matrjoschka. Indem ich mich unter den Schutzmantel der Madonna stellte, identifizierte ich mit der Madonna, zunächst nur aus Selbsterhaltung, dann aber, weil die Kraft, die in dem Schutz lag, auf mich über ging. Ich entwickelte eine Art von Zutraulichkeit, die mich domestizierte. Ich wurde ein Mensch. Ich ließ ab von den wilden Spielen in einer Wildnis, die mich nun anödete. So fing es an.

Ich weiß jetzt: Vertrauen will in der Vorstellung hervorgerufen, als inneres Bild gebildet und als solches auch gepflegt werden. Vertrauen kann nicht eingefordert werden, als wäre es eine Selbstverständlichkeit.

Es gehört nicht zur Ausstattung des Menschen, sondern ist eine Möglichkeit, eine Wahlmöglichkeit, ich würde sogar so weit gehen zu sagen: es ist eine Entscheidung.

Wenn ich nachts wach liege und alles um mich zu zerfallen und mir entweichen droht, dann lenke ich meinen Atem in diese größere Form, fülle sie ganz aus, und stelle mich hinein. Ich sage mir: Einheit. Und alles fügt sich, auf einer höheren Ebene.

So kann ich nachvollziehen, wie Fichte zu seinem absoluten Ich kommt: Das Absolute enthält alle Relativierungen kann aber selbst nicht relativiert werden. Man muss nicht an Gott glauben, um ein Gefühl für das Absolute in sich zu entwickeln und in Fühlung zu gehen.

In einer, meiner, Kindheit, so wie ich sie jetzt mir selbst nacherzähle, hätte ich mir gerne einen Zauberhut aufgesetzt. Ich meinte, mit seiner Spitze könnte ich den Himmel berühren, aber gerade das hielt mich davon ab.

Die Vorstellung ist es, die eine Einheit, durch die sich die Person zentrieren und somit konzentrieren kann, hervorruft. Der Ruf der Vorstellung ist es, die Dinge und Verhältnisse im Geiste präsent werden lässt, als gäbe es sie „wirklich“. Es ist diese durch die Vorstellung hervorgerufene Wirklichkeit wirksam wird – ich erlebe meine Selbstwirksamkeit und vertraue zunehmend meiner Vision, die durch den Kontakt mit dem Höchsten mich durch das Allerlei des Vorstellbaren mit traumwandlerischer Sicherheit geleitet.

Die Vision Schellings, die Hegel polemisch als Identitätsphilosophie bezeichnet hat, ist für mich zu einem Wegweiser geworden, der über sich selbst hinausweist.

Schelling selbst hat seine Konzeption der Identität von Natur und Geist und damit von Reellem und Ideellem stets als ›absolutes Identitätssystem‹ bezeichnet. Schelling ist ein Vordenker des Systemischen, das ein System als ein aus mehreren Einzelteilen zusammengesetztes Ganzes, das aus verschiedenen Komponenten mit unterschiedlichen Eigenschaften bestehend, aufgrund bestimmter geordneter Beziehungen untereinander als Einheit und Ganzheit begreift. Einheit und Ganzheit sind also nicht vorgegeben, sondern entstehen durch die Verbindungen der einzelnen Komponenten. Hier finden sich Ansätze zu einem Denken, das die Selbstorganisation als Prinzip in der Natur und damit als auch in der Natur des Geistes wirkend erklären möchte.

Der Einheit von Natur und Geist entspricht eine andere Einheit: die der Einheit von Subjektivität und Objektivität. Die Subjekt-Objekt-Spaltung, die ähnlich wie das Leib-Seele-Problem das abendländische Denken bestimmt hat, wird zum Thema. Die Konzepte des Idealismus von Fichte und Hegel lassen sich als Versuch interpretieren, die Subjekt-Objekt-Spaltung der Neuzeit zu überwinden, indem sie ein Absolutes setzen, in dem die Entgegensetzung von Subjekt und Objekt aufgehoben ist. Bei Fichte ist dies das absolute Ich, bei Hegel der absolute Geist. Bei Schelling lässt ein leidenschaftliches Begehren nach Erneuerung und Wagnis aufhorchen: *Jenseits des bloß Formellen einer Philosophie des Bewusstseins galt es ihm, ein lebendiges Freiheitsdenken, eine Philosophie der Person einzuführen-Freiheit dabei stets gedacht im Einklang mit Individualität, Identität und System; jenseits vom Fichte'schen „Nicht-Ich“ wird der Natur als Wirkungsstätte des in Potenzen gestuften Geistes eine produzierende Kraft zuerkannt; die Schöpfung ist nicht länger das bloß statische Geschehen einer rein logisch gegliederten Seinswerdung, sondern deutet auf ein*

Wollen, auf eine freie Tat hin, und im Menschen selbst wird eine auszeichnende Sehnsucht nach all jenem gesetzt, was ihn als Transzendentes übersteigt; ein metaphysischer Hunger wird in ihm geweckt, die Philosophie wird göttliche Wissenschaft.

Das Hegel'sche Subjekt blickt vom Gestern aus in das Übermorgen des absoluten „Telos“ dessen Werkzeug es ist, aller Persönlichkeit bar. Das Schellings hingegen blickt von sich aus nach oben in das Göttliche; der Gott, ehemals bloßer Teil eines gedanklichen Regulariums, wird zum Tiefensubjekt der Offenbarung, welche somit zur Selbstoffenbarung wird; die Geschichte-nicht länger das Weltgericht-macht dies zu einer fortlaufenden Realisierung und Selbstenthüllung eines geistig-göttlichen Prinzips, Wille und Ungeduld des Selbsterkennens im Absoluten verheißend und sich dynamisch und unter wesentlicher Einbeziehung des Endlichen und Sterblichen ereignend.

Das Absolute bei Schelling hat- im Gegensatz zu Hegel, bei welchem es bloß der Protagonist des allerletzten Aktes ist, aller Möglichkeit nachfolgend – eine Zukunft und ist gleichzeitig Urheber und ἀρχή; die positive Philosophie ersetzt das weltliche Sein als bloß logische Stufe auf der Treppe zum Absoluten durch ein von Gott Gesetztes; das Absolute, allem vorausgehend zu Beginn stehend, ist das dynamische Werden einer freien Wirklichkeit. (Nino Maly Motta, Der Begriff der „Ekstase“ in F.W.J. Schellings "Erlanger Vorträge" und die Deutung desselben als religiöse Erfahrung)

Die Aufgabe der Philosophie ist für Schelling, ein über die Dialektik hinausgehendes Prinzip der Philosophie zu finden, das ein „Zusammenbestehen“ der unterschiedlichen Formen des Wissen ermöglicht. Dieses Prinzip der Philosophie lässt sich zunächst nur negativ bestimmen als das sich aller Bestimmung Entziehende, das Schelling das „absolute Subjekt“ bzw. einfach „das Absolute“ nennt. Das Absolute ist weder Gott noch nicht Gott, weder ein Seiendes noch ein nicht Seiendes. Positiv gewendet ist das absolute Subjekt die

absolute Freiheit. Sie ist substanzlos und durch keine Bestimmungen festgelegt. Dieses Nichtfestgelegtsein bringt Schelling mit der Wendung zum Ausdruck, das Absolute sei nichts und „*auch nichts nicht, d. h. es ist alles*“.

(F.W.J.Schelling: *Initia philosophiae universae. Erlanger Vorlesung WS 1820/21*)

Schon 1802 lässt Schelling Giordano Bruno ein fiktives Gespräch mit einer erstaunlichen Aussage enden:

Ist nun aber nicht offenbar, daß die Einheit für das endliche Erkennen die bloße unendliche Möglichkeit, die Vielheit dagegen die Wirklichkeit der Dinge enthält, und ferner, daß wir in der grenzenlosen Realität nur die unendliche Möglichkeit aller Wirklichkeit, in der Grenze dagegen die Wirklichkeit derselben erblicken, daß also die Negation hier zur Position, die Position dagegen zur Negation wird. Ebenso, daß, was für das Wesentliche in allen Dingen gehalten wird, die Substanz, für jenes Erkennen die bloße Möglichkeit eines Seins enthält, dasjenige dagegen, was das bloß Zufällige ist und das Akzidens genannt wird, die Wirklichkeit, daß also mit Einem Wort im endlichen Verstande, verglichen mit der höchsten Idee und der Art aller Dinge in dieser zu sein, alles umgekehrt und wie auf den Kopf gestellt erscheint, ungefähr so wie Dinge, die man in einer Wasserfläche abgespiegelt sieht.
(Schelling, *Bruno oder über das natürliche und göttliche Princip der Dinge*, 1802)

Bruno verband die These, dass Gott allem innewohne, mit dem Glauben, dass die Realität der Vorstellung entspringe. Damit nahm er die Gedanken von Gottfried Wilhelm Leibniz und Baruch de Spinoza vorweg. Schelling thematisiert das Problem der Einheit, einer Einheit, die für das endliche Erkennen die bloße unendliche Möglichkeit enthält, während die Vielheit dagegen die Wirklichkeit der Dinge enthält.

...daß wir in der grenzenlosen Realität nur die unendliche Möglichkeit aller Wirklichkeit, in der Grenze dagegen die Wirklichkeit derselben erblicken...

Die Dinge sind wirklich. Die Wirklichkeit ist durch die Dinge bestimmt, aber das Erkennen, das endlich ist, braucht eine motivierende Aussicht auf eine unendliche Möglichkeit, auch wenn diese bloß eine Möglichkeit ist. Schelling bezieht sich auf Spinoza, mehr noch auf Giordano Bruno, dessen Interpretation des Aktaion-Mythos in seinen *Heroischen Leidenschaften* die Leidenschaft des Jägers als Spielart jenes Begehrens nennt, das in der Natur liegt und nach Vergeistigung strebt, deshalb geht es hier auch um die Jagd nach Erkenntnis, ähnlich wie Nikolaus von Kues von einer Jagd nach Weisheit (*De venatione sapientiae/ Die Jagd nach Weisheit*) spricht.

Mit dem nach Wahrheit Suchenden verhält es sich laut Bruno wie mit dem griechischen Jäger Aktaion. Dieser hatte auf der Jagd die nackte Göttin Diana beim Bad überrascht und wird in einen Hirsch verwandelt, der von seinen eigenen Hunden gejagt und zerrissen wird.

Diana ist hier ein Sinnbild für die Natur, deren Erkenntnis sich dem Menschen entziehen will. Bruno schreibt, es sei „*das letzte Ziel und das Ende dieser Jagd [nach der Wahrheit] [...], in den Besitz jener flüchtigen und scheuen Beute zu gelangen, durch die der Beutemacher zur Beute, der Jäger zum Gejagten wird.*“ Das Göttliche wird im Pantheismus Brunos nicht etwa in die Natur hineingelegt, die dann ein vom Erkenntnissubjekt unabhängiger, objektiver Forschungsgegenstand wäre. Vielmehr wird auch das Erkenntnissubjekt als Teil des Kosmos begriffen. Es löst sich in seiner Individualität auf,

sobald es die Erfahrung der pantheistischen Einheit macht, die bei Bruno mystischen, übersinnlichen Charakter hat.

Diana, römische Göttin der Jagd, des Mondes und der Geburt, beschützte als eine Göttin des „Draußen“ Frauen und Mädchen vor dessen Gefahren, also vor allem vor dämonischen Anfechtungen während der Geburt. Ihr Name leitet sich ab vom lateinischen *dius* („taghell“, „leuchtend“) und einer entsprechenden indogermanischen Wurzel **dei-* mit der Bedeutung „glänzen“, „schimmern“, „scheinen“. Im Mittelalter wurde Diana zur Göttin der Hexen, bereits 906 erscheint ein Canon episcopi, eine Sammlung von Anweisungen für Bischöfe und ihre Vertreter. In einer Liste auszumerzender Vorstellungen steht dort: *Es darf nicht übergangen werden, daß es gewisse verbrecherische Frauen gibt, die Satan gefolgt sind und, durch Blendwerk und Vorspiegelungen der Dämonen verführt, glauben und bekennen, des Nachts zusammen mit der heidnischen Göttin Diana und einer unzählbaren Menge von Frauen auf gewissen Tieren zu reiten, in der Stille der Nacht große Entfernungen zurückzulegen, die Weisungen der Göttin zu befolgen, als wäre sie die Herrin, und in bestimmten Nächten zu ihrem Dienst gerufen zu werden.* (Zitiert bei Carlo Ginzburg, *Hexensabbat. Entzifferung einer nächtlichen Geschichte*)

Mit dieser Göttin lässt sich also Aktaion ein. Giordano Bruno, der sich hier mit Aktaion identifiziert, lässt sich wohl ganz bewusst von den Hunden der Diana verschlingen, um frei zu werden. In Brunos „Heroischen Leidenschaften“, die sich auf den Aktaion-Mythos beziehen und interpretieren, steht:

„So verschlingen die Hunde, die Gedanken an göttliche Dinge, diesen Aktaion, so dass er nun für das Volk, die Menge tot ist, gelöst aus den Verstrickungen der verwirrten Sinne, frei vom fleischlichen Gefängnis der Materie. Deshalb braucht er seine Diana nun nicht mehr gleichsam durch Ritzen und Fenster zu betrachten, sondern ist nach dem Niederreißen der Mauern ganz Auge mit dem gesamten

Horizont im Blick.“ (Giordano Bruno, *Von den heroischen Leidenschaften*)

Es geht hier wieder um das Thema der dualen Koppelung: Der Jäger wird zum Gejagten, die Gejagte (Diana, die von Aktaion beobachtet wird) wird zur Jägerin. Sie hetzt die Hunde auf den Jäger. Geht es hier um ein Opfer, das um des Eingehens in eine höhere Einheit vollzogen wird?

Das ist die Vision: *nach dem Niederreißen der Mauern ganz Auge mit dem gesamten Horizont im Blick zu sein* – vielleicht ging dieser Wunsch für Giordano Bruno in Erfüllung, als die Flammen des Scheiterhaufens ihn verzehrten. „*Mit größerer Furcht wohl spricht ihr mir das Urteil, als ich es empfangen.*“ Mit diesen kühnen Worten nahm Giordano Bruno 1600 seine Verurteilung zum Feuertod entgegen. Eugen Drewermann hat ihm ein Buch gewidmet, das die letzten Tage angesichts des Todes nacherzählen will.

Hier scheint mir eine Spur ausgelegt, die ich verfolgen möchte. Was ich mir davon verspreche? Die Spur soll mir mehr von den Anfängen erzählen, von den ersten Wegen des Denkens, wie sie sich ergaben, als das Empfinden noch beim Denken dabei war, sie soll mir berichten von einer Leidenschaft, an der sich der innere Zeuge entzündet und sie weitertragen konnte um die unermessliche Weite des Undenkbaren selbst zu durchstreifen. Nur dann ist die Frage, wer ich sei, für mich von Belang.

1798 wurde der 23-jährige Schelling mit der Unterstützung Goethes zum außerordentlichen Professor nach Jena berufen. Er lehrte an der Universität Jena neben Fichte, der allerdings schon 1799 wegen des Vorwurfs des Atheismus (siehe Fichte) seinen Lehrstuhl verlor. 1799 veröffentlichte Schelling seinen *Erste[n] Entwurf zu einem System der Naturphilosophie* und es entstand das *System des*

transzendentalen Idealismus (1800), in welchem Schelling Naturphilosophie und Transzendentalphilosophie als gleichberechtigte Grundwissenschaften darstellte. Die Spätphilosophie Schelling ist dann durch das Streben bestimmt wird, einen letzten Grund für das Denken ausmachen, was eine Letztbegründung für die Vernunft leisten soll. Letztbegründung der Vernunft bedeutet für Schelling keine reflexive Selbstbegründung, sondern die Begründung des Denkens auf eine letzte Instanz zu verweisen, die gerade nicht Denken ist, nämlich Gott.

Man würde es nicht denken, aber Schelling ist hier richtungsweisend in seinem Denken.

Schelling beeinflusste Gotthard Günther (1900–1984), der eine mehrwertige „Polykontexturale Logik“ mit einem komplexen Systemverbund entwickelte, um selbstreferentielle Lebensprozesse zu modellieren. In seiner Philosophie untersucht er u. a. – in Anlehnung an die Kybernetik – die Rückkoppelungsprozesse zwischen Subjekt und Objekt: *„An dieser Stelle soll hervorgehoben werden, dass es eigentlich nicht richtig ist, von zwei Kausalketten zu sprechen – eine entsprungen im unbelebten Objekt und die andere im Lebendigen – und zwar deshalb, weil alle lebendigen Systeme ursprünglich aus eben der Umwelt aufgetaucht sind, von der sie sich dann selbst abgeschirmt haben. In der Tat gibt es nur eine Kausalkette, entsprungen aus und sich ausbreitend durch die Umwelt und zurückreflektiert in diese Umwelt durch das Medium des lebenden Systems.“*

Das systemische Denken überholt das existentielle, das mehr ist als ein Denken.

Der spekulativen Systemphilosophie Hegels hielt Kierkegaard vor, dass sie durch Abstraktion den einzelnen Menschen in seiner Existenz aus dem Blick verloren hat. *„Die systematische Idee ist das Subjekt-Objekt, ist die Einheit von Denken und Sein ist; Existenz dagegen ist gerade die Trennung“*. Kierkegaard hörte bei Schelling in Berlin dessen Vorlesungen *„Der philosophische Satz von der Identität von Denken und Sein ist gerade das Entgegengesetzte von dem, was er zu sein scheint; er ist der Ausdruck dafür, dass das*

Denken ganz und gar die Existenz verlassen hat, daß es ausgewandert ist und einen sechsten Erdteil gefunden hat, wo es sich absolut selbst genug ist in der absoluten Identität von Denken und Sein“.

1841 war Schelling nach Berlin auf den vakanten Lehrstuhl Hegels berufen worden. Dort lehrte er vor allem Religionsphilosophie (veröffentlicht als *Philosophie der Mythologie und der Offenbarung*). Sein Auftreten in der damaligen Metropole des Hegelianismus galt Karl Jaspers als das „letzte große Universitätsereignis“.

Aus unterschiedlichen Gründen waren Rechts- wie Linkshegelianer gleichermaßen auf seine Vorlesungen gespannt. Doch schon bald ließ das Interesse an Schellings Vorlesungen nach und so schrieb Kierkegaard, der sich zunächst über Schellings Rede zur „Wirklichkeit“ freute, enttäuscht: „Ich bin zu alt, um Vorlesungen zu hören, ebenso wie Schelling zu alt ist, um sie zu halten.“

Was hatte das Interesse schwinden lassen? Verlangte die Zeit nach anderen Einsichten und Aussichten? Gerade das Thema „Wirklichkeit“ ist ein heikles, denn nirgends scheiden sich die Geister so sehr, als wenn es um die Wirklichkeit der Wirklichkeit geht. Kierkegaard, dänischer Philosoph, Essayist, Theologe und religiöser Schriftsteller, war ein engagierter Verfechter der Idee des Christentums, die sich nicht in der Realität der Christenheit widerspiegelte. Er gilt als Wegbereiter der Existenzphilosophie oder gar als deren erster Vertreter, von ihm stammt der Spruch: „*Verstehen kann man das Leben rückwärts; leben muß man es aber vorwärts.*“ Der Mensch ist Teil des unendlichen Weltprozesses und zugleich endlich in seiner Existenz. Das Selbstbewusstsein ist kein vom Menschen abgetrenntes, gesondert Analysierbares. Es ist ein Akt des sich-zu-sich-selbst-Verhaltens. Kierkegaard betrachtet das Selbstverhältnis aus den Widersprüchen der menschlichen Existenz, die für ihn nicht aufhebbar ist.

„Der Mensch ist Geist. Was ist aber Geist? Geist ist das Selbst. Was ist aber das Selbst? Das Selbst ist ein Verhältnis, das sich zu sich selbst verhält. Der Mensch ist eine Synthese aus Unendlichkeit und Endlichkeit, von dem Zeitlichen und dem Ewigen, von Freiheit und Notwendigkeit, kurz eine Synthesis.“

„Alles wesentliche Erkennen betrifft die Existenz, oder: nur das Erkennen, dessen Beziehung zur Existenz wesentlich ist, ist wesentliches Erkennen. Das Erkennen, das nicht nach innen gewandt in der Reflexion der Innerlichkeit die Existenz betrifft, ist wesentlich betrachtet zufälliges Erkennen, sein Grad und Umfang wesentlich betrachtet gleichgültig.“

Im Zentrum des neuen Philosophierens steht der Mensch mit seinen ihn bestimmenden Zuständen wie Angst, Liebe, Sorge, als authentisches Wesen, das sich nicht als festgelegtes Wesen wiederfindet, sondern als verantwortliches, freies und selbst entwerfendes Wesen versteht. Die Grundideen der Existenzphilosophie wurden bereits lange vor Kierkegaard entworfen, der französische Philosoph, Mathematiker und Physiker Blaise Pascal (1623–1662) nahm in seiner Essaysammlung *Pensées* (*Gedanken*) das vorweg, was später zur Existenzphilosophie werden sollte.

„Es ist die Aufgabe des subjektiven Denkers, sich selbst in Existenz zu verstehen.“

Im vorstellenden Denken tauchen Möglichkeiten auf, aber erst in der stets werdenden Existenz werden sie Wirklichkeit, oder auch nicht. Kierkegaard appelliert: Subjektivität muss im eigenen Leben vollzogen werden als das Medium, das Wissen lebendig zu halten, Denken und die Fantasie der Vorstellung miteinander in Einklang zu bringen. So bin ich zu der Vorstellung gekommen, mein Leben könnte ein Selbstversuch sein. Solange ich lebe, wird das Suchen als ein Sich-Versuchen fortgesetzt.

„Die Wissenschaft ordnet die Momente der Subjektivität ein in ein Wissen um sie, und dieses Wissen ist das Höchste, und alles Wissen ist eine Aufhebung, ein Herausnehmen aus der Existenz. In der Existenz gilt dies nicht. Verachtet das Denken die Phantasie, so verachtet die Phantasie dann ihrerseits das Denken, und ebenso ist's mit dem Gefühl. Die Aufgabe besteht nicht darin, das eine auf Kosten des anderen aufzuheben, sondern die Aufgabe ist die Gleichgestellttheit, die Gleichzeitigkeit, und das Medium worin sie geeint werden, ist das Existieren.“

Ich ging aus von der Suche nach einer höheren Einheit, mit der ich mich identifizieren konnte, um auf diese Weise selber über mich hinauszuwachsen, ähnlich Bäume, die in den Himmel wachsen. So stellte ich mir vor, und allein die Vorstellung ließ meinen Atem tiefer werden und öffnete meine Poren zur Welt, der wirklichen Welt, als die ich sie nun erlebte.

Die höhere Einheit musste als Idee in mir selbst genährt werden. Nur so konnte Saft und Kraft des Lebendigen zum Fließen und in den wechselseitigen Austausch zwischen Innen und Außen kommen.

Sich unter eine höhere Einheit unterzustellen wie die Gläubigen unter den Mantel der Schutzmantelmadonna, das fühlte sich bedrückend für mich an.

Das war nur eine Möglichkeit, und durch diese Zuflucht verwehrten sich der Zugang zu allen anderen denkbaren und lebhaften Möglichkeiten, denn diese verlangten nach einer Freiheit, die sich des Risikos durchaus bewusst war, und das war schon sehr in meinem Leben die mir lieber Wahl gewesen.

1962 wurden im Gymnasium neue Bücher für den Religionsunterricht ausgeteilt. Sofort entdeckte ich darin den

Vermerk, dass die existentialistische Literatur von Sartre und Camus auf den Index gesetzt worden waren, und auch Kafka wurde genannt. Ich ging zum Religionslehrer und sagte, dass Kafka mein Lieblingsautor sei, und fragte, warum es verboten sei ihn zu lesen. Der Lehrer zog die Augenbrauen hoch und bot mir an, an einer Philosophiegruppe teilzunehmen, die er nach der Schule abhielt. Dort las man Pascals Pensees, die für mich ähnlich defätistisch klangen wie Kafka, mit dem kleinen Unterschied, dass Gott darin vorkam. Alles war an Gott aufgeknüpft. Das störte mich nicht. Es war auch eine Art, wie es sich in der Welt leben lässt. Aber es konnte den Reiz, der von Kafka ausging, nicht ersetzen. Kafka war ein Mystiker, ohne dass er es wusste. Er hat das freie Erzählen einem Wissen vorgezogen, das in sich abgeschlossen, mehr Relikt als Nährstoff war.

Die Aussicht auf das Licht, das unter der Türschwelle hervordringt, hat mehr Aussagekraft als der Strahlenkranz des Heiligen: Ein Mann kommt zum Gesetz und verbringt von da an sein Leben auf der Schwelle der verschlossenen Tür.

Wohl aber erkennt er jetzt im Dunkel einen Glanz, der unverlöschlich aus der Türe des Gesetzes bricht. Nun lebt er nicht mehr lange. Vor seinem Tode sammeln sich in seinem Kopfe alle Erfahrungen der ganzen Zeit zu einer Frage, die er bisher an den Türhüter noch nicht gestellt hat. Er winkt ihm zu, da er seinen erstarrenden Körper nicht mehr aufrichten kann.

Der Türhüter muß sich tief zu ihm hinunterneigen, denn der Größenunterschied hat sich sehr zu ungunsten des Mannes verändert. „Was willst du denn jetzt noch wissen?“ fragt der Türhüter, „du bist unersättlich.“ „Alle streben doch nach dem Gesetz,“ sagt der Mann, „wieso kommt es, daß in den vielen Jahren niemand außer mir Einlaß verlangt hat?“ Der Türhüter erkennt, daß der Mann schon an seinem Ende ist und, um sein vergehendes Gehör noch zu erreichen, brüllt er ihn an: „Hier konnte niemand sonst

Einlaß erhalten, denn dieser Eingang war nur für dich bestimmt. Ich gehe jetzt und schließe ihn.“ (Kafka, Vor dem Gesetz 1915)

Es ist die Unersättlichkeit, die keine Kompromisse eingeht.
Sie hält das Subjekt, das sich objektivieren will, dazu an, sich nicht abspesen zu lassen.